

Es geht um uns selbst

Zu: „Immer mehr Tote im Mittelmeer“, FR-Politik vom 14. August

In den letzten beiden Monaten verloren 721 Menschen auf der Flucht ihr Leben im Mittelmeer. Diese Menschen könnten noch leben, wenn ihnen rechtzeitig geholfen worden wäre. Das Schicksal dieser Menschen besteht darin, dass sie zufälligerweise in diese oder jene Nation hinein geboren wurden wie wir Deutsche auch. Ursprünglich diente die Nation dem Schutz ihrer Bürger. Mittlerweile mutiert sie immer mehr zur Abwehr nach außen. Dieses Verständnis einer Nation ist nicht nur unmenschlich und unchristlich, es zeugt auch von einem primitiven Aberglauben, als stünden den Bürgern der eigenen Nation Privilegien zu, selbst solche, die, jedenfalls indirekt oder billigend in Kauf nehmend, über Leben und Tod entscheiden, an denen die anderen nicht teilhaben dürfen. So haben sich primitive Religionsgemeinschaften, Clans oder Stämme in alten Zeiten definiert. Der Rechtsstaat wird in eben jenem primitiven Mechanismus missbraucht, indem er für die Eigenen und gegen die Anderen genutzt wird. Bis zum institutionalisierten Rassismus ist es dann nur noch ein kleiner Schritt. Selbstverständlich würde er anders genannt werden. Danach wird dann nicht mehr nur unterschieden zwischen Bürgern unterschiedlicher Nationen, oder zwischen Einheimischen und Fremden, denn Rassisten und Nationalisten nehmen sich, wenn sie die Macht haben, das Recht, für Unrecht zu erklären, was in ihren Augen anders ist. Deshalb handeln wir nicht nur zwischenmenschlich, wenn wir die Flüchtenden retten oder sie aufnehmen, denn es geht auch um unser eigenes Schicksal.

Robert Maxeiner, Frankfurt

Mit dem Mamataxi

Zu: „Kinder radeln zu unsicher“, FR-Panorama vom 7. August

Mir fällt schon länger auf, dass viele Kinder und Jugendliche, ja auch Erwachsene sich sehr ungeschickt im Straßenverkehr benehmen. Ich vermute, das kommt daher, dass diese Kinder viel zu lange daran gehindert werden, das zu lernen. Wer zum Kindergarten und zur Schule immer mit dem Mamataxi gefahren wird, hat keine Chance, umsichtiges Verhalten im Straßenverkehr einzuüben und im Unterbewusstsein zu verankern. Für meine Generation (Jahrgang 1935) gab es nichts anderes, als zu Fuß zu gehen. Meine Kinder, in den 60er und 70er Jahren in der Großstadt aufgewachsen, wurden zu Fuß zum Kindergarten gebracht. Im Grundschulalter haben sie schnell gelernt, mit Gefahrenstellen umzugehen und für sich selbst Verantwortung zu übernehmen. Wer so vorbereitet ist, lernt auch schnell, sich mit dem Fahrrad sicher zu bewegen.

Gisela Loh, Bonn

Ich trage nicht freiwillig zwei Kulturen in mir!

Alltagsrassismus: MeTwo. Die FR hat Betroffene eingeladen, über ihre Erfahrungen zu berichten

Wie sieht denn ein Grieche aus?

Sie haben Ihre LeserInnen aufgefordert, Erfahrungen zum Thema Alltagsrassismus und Diskriminierung mitzuteilen. Als Kind griechischer Arbeitsmigranten (den Begriff „Gastarbeiter“ empfinde ich als zutiefst irreführend bzw. politisch gelenkt) kamen mir spontan alltägliche Szenen mit Deutschen in den Sinn, wenn ich mich vorstelle. Früher hieß es oft überrascht: „Sie sprechen aber gut Deutsch!“, und bis heute schallt mir ein verwunderliches „Du siehst aber gar nicht Griechisch aus!“ entgegen. Interessanterweise habe ich auf die Gegenfrage „Wie sieht denn ein Grieche aus?“ bis heute kein Bild zusammenbekommen. Okay, das ist eher harmlos und geht in Richtung „Vorurteil besteht nicht den Realitäts-Check“. Außerdem gehe ich davon aus, dass die Leute es nicht böse meinen.

In der Debatte wird selten darauf hingewiesen, dass innerhalb der Migrantengemeinschaft nicht immer nur Blümchen verteilt werden. Das wurde mir bewusst, als Verwandte seinerzeit über Spätaussiedler aus Osteuropa herzogen. Die Argumente waren klar rassistisch geprägt.

Etwas unvorbereitet traf mich die Griechenlandkrise. Ich wurde von Freunden und Kollegen darauf angesprochen, weil ich als Grieche ja wohl vom Fach bin. Es entspannen sich Diskussionen, die fast immer schnell das Bild des faulen Südländers stressten, der auf Kosten deutscher Steuerzahler in Saus und Braus lebt. Waren anstrengende Debatten. Witzigerweise gab es die hitzigsten Gespräche mit Freunden, die aus Ostdeutschland kommen bzw. mit einer Brasilianerin verheiratet sind, deren Vorfahren vor über 100 Jahren aus dem Hunsrück ausgewandert.

Als ich meine Frau kennenlernte, kam die für mich neue Dimension der Binnenmigration hinzu. Meine Frau kommt aus Thüringen und zog nach Mainz, weil sie nach ihrer Ausbildung keine Stelle in Erfurt fand. Ihre Familie nahm mich etwas skeptisch auf, aber das legte sich bald. Das selbe galt im umgekehrten



25 Jahre nach dem rassistischen Brandanschlag in Solingen protestierten am 26. Mai Schülerinnen und Schüler gegen Rassismus. DPA

Fall für meine Familie. Das hatte und hat den spannenden Effekt, dass ich mich seitdem in Situationen wiederfinde wo ich mich genötigt fühle, den Osten gegen dumme und, ja, rassistische Sprüche zu verteidigen. Panagiotis Christodouloupoulos, Wiesbaden

Der Vermieter wollte keine Türken

Es hat mich gefreut, dass sie sich auf diese Weise mit dem Thema Alltagsrassismus auseinandersetzen und Menschen zu Wort kommen lassen, mit denen man sich identifizieren kann, die sich junge Menschen vielleicht als Vorbild nehmen können. An solch einer Darstellung in der Presse fehlt es meiner Auffassung nach. Über Negatives wird im Zusammenhang mit Menschen mit Migrationserfahrungen zu häufig berichtet. Das ärgert mich zutiefst. In meiner Realität gibt es viel mehr positive Migrationsbiographien.

Ich bin in Deutschland geboren, habe eine deutsche Mutter, einen türkischen Vater. In der Grundschulzeit wurde ich von meiner Lehrerin gefragt, woher ich käme. Da ich schüchtern war, konnte ich nicht antworten.

Zu Hause fragte ich meine Mutter, woher ich käme. Meine Mutter sagte mir: Wenn noch einmal jemand fragt, du bist aus Deutschland, du bist deutsch. Meine Eltern hatten uns türkisch klingende Namen verpasst, das fanden sie schön. So wurden wir aber immer wieder mit dieser Frage konfrontiert. Eigentlich kein Problem, doch wenn man Kind ist, will man so sein wie alle anderen und will dazugehören, nicht anders sein.

Als ich noch in der Hauptschule saß und die Berufsberaterin uns fragte, was wir beruflich machen möchten, bekam ich Hohn ab, als ich sagte, dass ich studieren möchte. Es nahm mich niemand ernst. Auch heute noch gibt es das. Was benötigt ein junger Mensch? Menschen, die an ihn glauben, Zuversicht, Ichstärkung, Unterstützung. Natürlich gibt es SchülerInnen die sich nicht richtig einschätzen, aber dürfen sie nicht den Wunsch haben, einen guten Schulabschluss zu erreichen? Darüber lachen sollte man nicht. Mich hatte es zum Glück bestärkt, meinen Weg zu verfolgen.

Bei der Wohnungssuche bekam ich am Telefon zu hören, dass der Vermieter nicht an Tür-

ken vermiete. Ich sagte, ich bin Deutsche. „Aber Ihr Name. Das nimmt Ihnen der Vermieter nicht ab.“ Mit diesen Erfahrungen wirst du zum Ausländer gemacht, ob du dich so fühlst oder nicht. Auch bei meinen deutschen Freunden heißt es manchmal, ich treffe mich mit der Türkischen ...

Ich habe mich mit der Zeit an solche Begebenheiten gewöhnt, bin manchmal müde, das zu diskutieren. Was mich an dieser Sache am meisten aufregt, was mich wahnsinnig macht: Ich habe mich nie freiwillig mit meiner doppelten Identität beschäftigt, doch durch viele Erfahrungen musste ich. Ich habe mich nicht freiwillig dafür entschieden, zwei Kulturen in mir zu tragen. Am schlimmsten finde ich die Debatte um die beiden Staatsbürgerschaften. Was mich am meisten ärgert, ist, dass es Menschen gibt, die über mein Ich bestimmen möchten. Die behaupten, es darf keine doppelte Staatsbürgerschaft geben. Was soll das? Niemand hat das Recht, über meine Identität zu urteilen. Anonymisiert (Autorin d. Red. bekannt)

Ich sollte unterschreiben, dass ich Deutsch verstehe

Der Vorfall ereignete sich vor einigen Jahren in der Kanzlei eines Notars, der den Kaufvertrag einer Immobilie beurkunden sollte. Als ich zum Termin erschien, wurde ich vor Verlesung des Vertrags gebeten, ein Dokument zu unterzeichnen, in dem ich bestätigte, dass ich der deutschen Sprache mächtig und in der Lage sei, den Inhalt des Vertragswerks zu verstehen. Der Notar beharrte darauf, obwohl er im anschließenden Streitgespräch einen lebhaften Eindruck von meinen Deutschkenntnissen erlangt haben dürfte und ich ihm zudem meinen deutschen Personalausweis vorlegte, aus dem ersichtlich ist, dass ich in Deutschland geboren bin. Der Vertrag wurde im zweiten Anlauf „ohne Sprachprüfung“ bei einem anderen Notar unterzeichnet.

Yasmin Alinaghi, Frankfurt

Ungekürzte Beiträge, Diskussion: frblog.de/metwo

Gefahr für die hiesigen Unternehmen

Chinas strategische Ziele: „Geld regiert die Welt“, FR-Wirtschaft vom 11. August

Ein nachhaltiger Zukunftsplan unserer Bundesregierung, wie wir im Jahre 2025 leben möchten und die großen Zukunftsherausforderungen nachhaltig bewältigen können, ist immer noch nicht erkennbar. China hat im Gegensatz zu Deutschland einen realistischen Zukunftsplan 2025. „Made in China 2025“ ist ein industriepolitisches Ziel der chinesischen Regierung. Ein entscheidendes Element davon ist die staatlich geförderte Übernahme von westlichen Unternehmen. Das Reich der Mitte will bis 2025 in den Zukunftsbranchen marktführend sein will.

Der schnellste Weg zum Ziel ist für China, keine eigenen Unternehmen zu gründen, sondern die besten Unternehmen und Technologien aufzukaufen. Der „Drache aus dem Reich der Mitte“ ist hungrig. China beteiligt sich seit einigen Jahren im großen Stil an florierenden deutschen Mittelstandsbetrieben. Dabei stellt China mit seiner Einparteiengovernment völlig andere Regeln auf als die westlichen Marktwirtschaften. Mit ihr haben chinesische Konzerne einen mächtigen finanziellen Rückhalt.

Oft ist der Einstieg der chinesischen Investoren bei deut-

lichen Firmeneinhabern hochwillkommen. Denn die Strategie der Chinesen ist darauf ausgerichtet, in eine erfolgreiche Geschäftspolitik nicht dreinzureden. Das Ziel der Regierung und der Mutterunternehmen ist natürlich, die Technologie später in China zu haben. Es könnte sogar darauf hinauslaufen, dass die Zukunftstechnologien weitgehend in China kontrolliert werden und von dort nach Europa bzw. Deutschland exportiert werden. Dann könnte bald Schluss sein mit „Made in Germany“. Dies wäre eine große Gefahr für die hiesigen Unternehmen. Alfred Kastner, Weiden

Touristische Vermarktung

Zu: „Städte mit historischem Kern sind beliebter“, FR-Regional vom 6. August

Frau Bensinger spricht von den „Menschen“, den „Bürgern“, die eine bestimmte Architektur wollen. Das möchte ich zurückweisen, für mich spricht sie nicht. Ich möchte z.B. das Theater am Willy-Brandt-Platz als modernen Bau behalten und keine kostspieligen weiteren Rekonstruktionen. Stolz wäre ich dagegen, so etwas wie eine neue Ernst-May-Siedlung zu haben, die die Wohnungsprobleme in Frankfurt angeht und nicht nur die touristische Vermarktung unserer Stadt im Blick hat.

Helga Wiesner, Frankfurt